

„Kriegs- und Nachkriegsschicksale von Verwandten und Bekannten“: Schüler recherchieren Zeitgeschichte

Vorbemerkung zur Realschul-Kompetenzprüfung

Seit nunmehr fünf Jahren müssen alle baden-württembergischen Realschüler eine „Fächerübergreifende Kompetenzprüfung“ als Teil der Abschlussprüfung ablegen. Sie ersetzt bei der letzten Bildungsplanrevision die frühere mündliche Prüfung in einem Wahl-Nebenfach. Wie der Name schon sagt, müssen nun die Inhalte zweier Fächer in einem Wahlthema kombiniert werden, und es ist eine Teamprüfung: zwei bis vier Schüler einigen sich auf ein Thema, erarbeiten und präsentieren es gemeinsam. Schlüsselkompetenzen wie Teamfähigkeit, Rede- und Präsentationsfähigkeit sollen dabei nachgewiesen werden.

Außer dass sie sich im Themenbereich der Klassen 9 und 10 bewegen sollten, gibt es wenig inhaltliche Vorgaben bei der Formulierung der Themen. Dies erzeugt naturgemäß eine große Spannbreite und lässt Platz für kreative und innovative Ansätze.

Drei geschichtlich interessierte Schüler der Laupheimer Friedrich-Adler-Realschule haben sich mit ihrer Themenwahl im Schuljahr 2011/12 auf eine spannende Zeitreise begeben. Dominik Wiest, Yannick Sander und Matthias Hötzingler aus der 10 c haben die Schicksale von Großmüttern, Urgroßvätern oder Großtanten in der Kriegs- und Nachkriegszeit erforscht und dabei kontrastreiche Biografien zutage gefördert. Sie entzifferten Feldpostbriefe und studierten Wehrpässe, führten Interviews mit Eltern und Verwandten, entdeckten (und stopften) Erinnerungslücken – und merkten, wie schwierig 67 Jahre nach Kriegsende noch Zeitzeugen und mündliche Quellen zu finden sind. Doch es gibt sie noch, und um sie vor dem endgültigen Vergessen zu bewahren, ist es allerhöchste Zeit, sie festzuhalten. Dieser Aufsatz will daher in allererster Linie Nachahmer ermutigen, ähnliche Projekte „zeitnah“ anzugehen – bevor es endgültig zu spät ist. Dem Text liegen keine eigenen Recherchen oder Ergänzungen des Autors zugrunde. Die Ergebnisse wurden etwas fokussiert auf die kontrastreichen Personen des dritten Abschnitts und zusammengefasst, was die drei „Nachwuchshistoriker“ herausgefunden haben.

Dominik Wiest

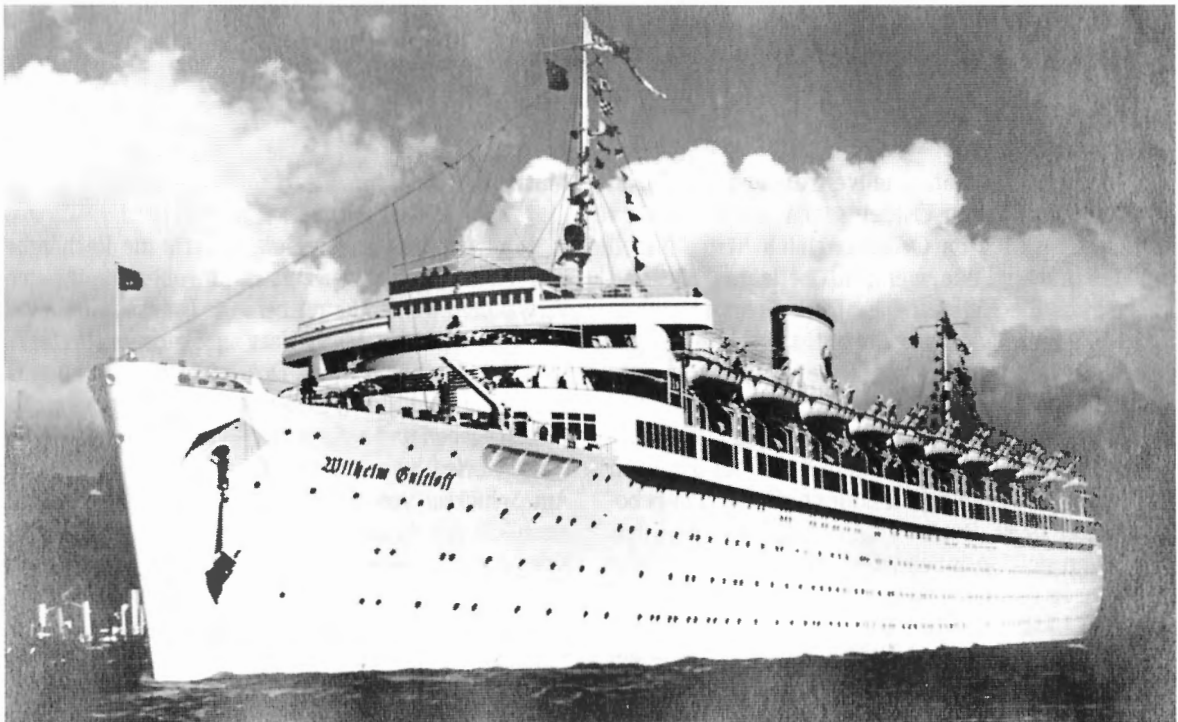
Obwohl zahlreiche Verwandte den Krieg als Soldat in Hitlers Wehrmacht durchmachten, konnte kein Soldatenschicksal mehr exakt rekonstruiert werden. Dabei

stammt Dominik Wiests Familie aus der Region um Laupheim und die meisten Verwandten leben hier. Aber 67 Jahre nach Kriegsende ist es schon biologisch kaum noch möglich, ehemals aktive Soldaten als Zeitzeugen zu finden. Wenn vorher in der Familie niemand Erinnerungen sammelte oder Dokumente aufbewahrte, sind Einzelschicksale nur schwer noch vollständig rekonstruierbar, so seine Erfahrung. Dabei taten sich spannende Fragen auf, zum Beispiel zu den vier Brüdern der Familie Kästle aus Untersulmetingen, die zur Wehrmacht eingezogen wurden und von denen nur einer aus dem Krieg zurückkehrte. Wie die Familie damit zurecht kam, wie die militärische Laufbahn im einzelnen verlief, war nur noch für einen der drei Gefallenen in Teilen zu rekonstruieren. Alois Kästle, der älteste, sollte eigentlich zur SS, doch er weigerte sich. Er kämpfte als Wehrmachtssoldat in Frankreich und in Russland, das ergibt sich aus einigen Feldpostbriefen, die erhalten geblieben sind. Der letzte stammt vom 18. Juli 1942. Darin schreibt er stolz, dass er soeben zum ersten MG-Schützen in seiner Kompanie befördert worden sei und dass sie am Don in Richtung Stalingrad unterwegs seien. Ein halbes Jahr später wurde er als gefallen gemeldet.

Ergiebiger war Dominik Wiests Recherche bei der Frage, wie Zivilisten die Kriegs- und Nachkriegszeit erlebt haben. Die Urgroßmutter Maria M., geboren 1928, stammt aus Stafflangen und erlebte das Kriegsende in Obersulmetingen.



Alois Kästle aus Untersulmetingen, 1908–1942.



Das „Kraft durch Freude“-Kreuzfahrtschiff „Wilhelm Gustloff“.

Luftangriffe und die damit verbundenen Alarme und Bunkeraufenthalte waren auch für die Landbevölkerung gegen Kriegsende bekannte, ständig wiederkehrende Ereignisse. So berichtete sie von einem Luftangriff [am 26.7.1944], bei dem auch in Stafflangen Bomben abgeworfen wurden. Ein „Christbaum“, eine Leuchtmarkierung für die nachfolgenden Flugzeuge, sei direkt an ihrem Fenster vorbeigeflogen. In einem naheliegenden tiefen Straßengraben suchten sie und ihre Angehörigen in panischer Angst Schutz.

Als im April 1945 das Kriegsende nahte, war sie einige Tage in Obersulmetingen, da dort ihre Taufpatin beerdigt werden sollte. Es war vermutlich der 23. April, an dem die Beerdigung stattfinden sollte, denn die Trauerfeier in der Kirche musste dreimal wegen Panzerwarnungen unterbrochen werden und die Trauergäste sollten außerhalb Schutz suchen. Denn an diesem Tag erreichten die französischen Panzerspitzen Obersulmetingen und den Großraum Laupheim.

Schon tags zuvor hatte Maria M. die Auflösungserscheinungen in der deutschen Wehrmacht mitbekommen. Sie half desertierten deutschen Soldaten, die der Gefangennahme oder der Hinrichtung als Deserteure durch die SS entgehen wollten, sich mit Zivilkleidern zu versorgen und ihre Uniformen zu verbrennen. Dazu musste nach ihrer Erinnerung der Ofen der Obersulmetinger Bäckerei erhalten.

Später kehrte sie mit dem Fahrrad wieder nach Stafflangen zurück, doch kurz vor ihrem Eintreffen in ihrem

Heimatort wurde ihr Fahrrad zur Kriegsbeute eines schwarzen Soldaten. Die letzten Kilometer musste sie daher zu Fuß zurücklegen.

Einige Zeit nach ihrer Rückkehr kam auch ihr Bruder Hans völlig überraschend wieder nach Hause. Er war der Gefangennahme durch die Amerikaner im Ruhrkessel entgangen und hatte sich von dort bis nach Oberschwaben zu Fuß durchgeschlagen. Er war zwar völlig ausgehungert, doch ins Haus gehen und sich dort erholen konnte er trotzdem nicht. Denn dort war ein Franzose einquartiert, und hätte dieser ihn bemerkt, wäre er als ehemaliger Soldat in französische Kriegsgefangenschaft gekommen. Längere Zeit konnte er unentdeckt im Heustock kampieren, doch irgendwann flog das Versteckspiel auf und die Franzosen nahmen ihn gefangen.

Yannick Sander

Kriegs- und Nachkriegsschicksale zu gewichten und zu vergleichen, haben die drei Schüler in ihrer Präsentation bewusst vermieden. Die Erkenntnis aber, dass die Leiden der Zivilbevölkerung sich je nach Region sehr unterschiedlich darstellten, drängte sich geradezu auf.

Doris Schneider geb. Preuß

Yannick Sanders Großmutter Doris Schneider geb. Preuß wurde 1940 in Danzig geboren und wuchs dort

auf. Ihr Schicksal stand stellvertretend für das von rund zehn Millionen Ostdeutschen, die für Hitlers Vernichtungskrieg im Osten ungleich härter büßen mussten und am Ende, wenn sie überlebten, alles verloren, auch die Heimat. Dass Doris Schneider noch heute, 67 Jahre nach den dramatischen Ereignissen, beim Erzählen immer wieder die Tränen kommen, ließ die drei Schüler mehr von den Schrecken dieser Zeit ahnen als jeder Geschichtsunterricht.

Die Urgroßeltern Fritz und Elsa Preuß hatten 1938 geheiratet und drei Kinder wurden ihnen geboren: Bärbel 1939, Doris 1940, Hardo 1942. An ihren Vater kann sich Doris Schneider allerdings nicht mehr erinnern: Er wurde 1940 zur Wehrmacht eingezogen und fiel 1942 im Nordabschnitt der Ostfront am Ilmensee – ohne je zu erfahren, dass ihm noch ein Sohn geboren worden war. Als sich die Front nun Deutschland immer mehr näherte und die Rote Armee im Januar 1945 zum Sturm auf Ostpreußen ansetzte, entschloss sich Elsa Preuß mit ihren drei kleinen Kindern Ende Januar ebenfalls zur Flucht. Am 30. Januar kamen sie in Gotenhafen an, wo die völlig überfüllte „Wilhelm Gustloff“ nach langen Verzögerungen endlich ablegen sollte. Zwei Wehrmachtsoffiziere besorgten der Familie aber trotzdem noch einen Platz auf dem Schiff, indem sie einige Männer zwangen, von Bord zu gehen. Das Gedränge und der Menschenstrom auf der „Gustloff“ waren aber so heftig, dass Elsa Preuß panische Angst bekam, ihre Kinder darin zu verlieren. Entgegen aller Logik verließen die vier das Schiff wieder – und bekamen Platz auf einem Fischerboot, das kurz nach der „Gustloff“ ablegte. Diese Entscheidung rettete ihnen das Leben: Von ihrem Boot aus konnten sie kurze Zeit später beobachten, wie das ehemalige Kreuzfahrtschiff auf hoher See torpediert wurde und schließlich hell erleuchtet versank – mit sieben- bis achttausend Flüchtlingen an Bord. Noch heute erzählt Doris Schneider unter Tränen, wie im eiskalten Wasser schwimmende Überlebende nach kurzer Zeit versanken und niemand ihnen zu Hilfe kommen konnte.

Nach der geglückten Flucht wurde die Familie in einem Barackenlager in Hamburg-Barsbüttel untergebracht, wo Doris Preuß und ihre Geschwister die gesamte Kindheit verbrachten. Denn die eigentlich als Provisorium gedachte Barackenunterkunft wurde für zehn Jahre ihre Heimat, bis sie dank vieler Zufälle in Laupheim landeten.

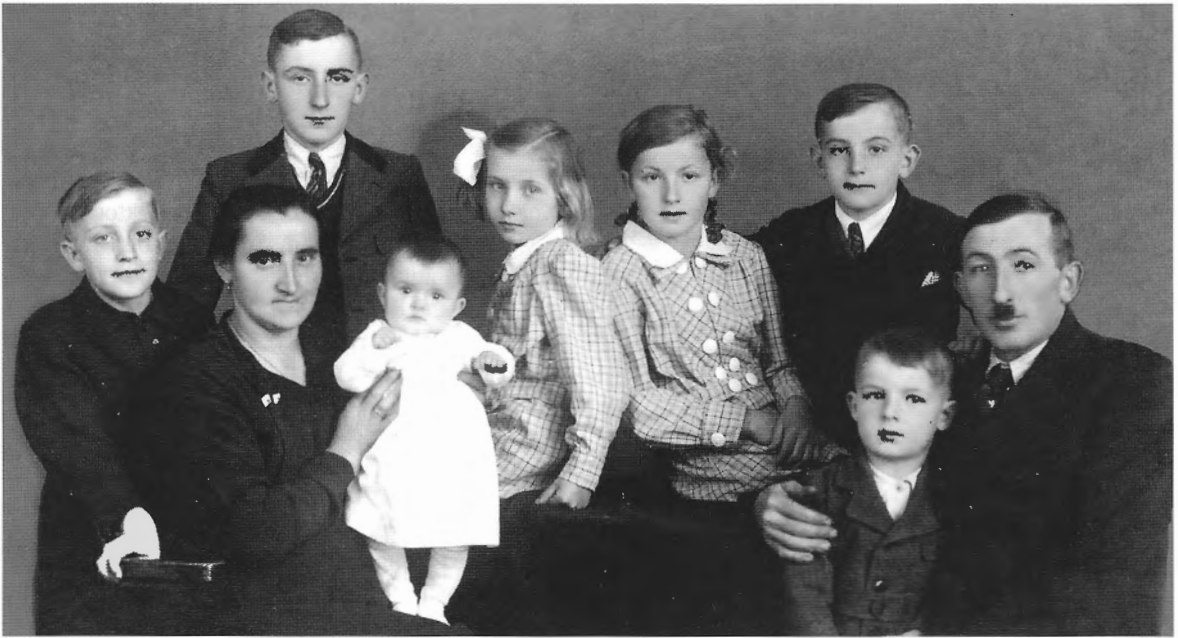
Matthias Hötzing

Kontrastreiche Lebensläufe förderte die Recherche von Matthias Hötzing zutage, obwohl seine meisten Verwandten weit entfernt leben: Die Familie stammt aus Oberösterreich, aus Markt Haag am Hausruck, im Landkreis Grieskirchen gelegen. Dokumente und Erinnerungen aus jenen düsteren Zeiten wurden in seiner Familie weitergegeben und aufbewahrt – und nicht irgendwann weggeworfen, wie es allzu häufig leider geschehen ist. Am Schicksal von drei Personen aus seiner Familie erschließt sich die ganze Bandbreite, wie unterschiedlich Krieg und NS-Diktatur erlebt und erlitten werden konnten – und wie nah Opfer und Täter, begeistertes Mitmachen und Zerbrechen an den Ereignissen innerhalb einer Familie beieinanderliegen konnten.

Josef und Maria Huber

Als Hitlers Wehrmacht im März 1938 in Österreich einmarschierte, war Matthias Hötzingers Urgroßvater Josef Huber 36 Jahre alt; er war Vater von sechs Kindern und seine Frau Maria war mit dem siebten gerade schwanger. Den Lebensunterhalt für die Familie verdiente Josef als Zimmerer bei einer ortsansässigen Firma in Haag, deren Chef immer sehr zufrieden mit ihm war. Seit dem Jahr 1924 hatte Huber bei dieser Firma Bayer gearbeitet und sich besonders auf Turmbauten spezialisiert: „Turmzimmermann“ wird er in einem der erhaltenen Dokumente genannt. Das Häuschen, das die achtköpfige Familie in Haag bewohnte, war sehr bescheiden – 1943 wurde der Holzbau als „total baufällig“ eingestuft – und um die eine Kuh und die zwei Ziegen, die im Stall standen, zu füttern, musste eine Wiese gepachtet werden, denn eigener Grundbesitz fehlte.

Wie Josef Huber zum Anschluss seiner Heimat an Deutschland und zur Ausrufung des „Großdeutschen Reiches“ stand, ist nicht überliefert. Falls er aber mitgejubelt haben sollte mit der Mehrheit seiner Landsleute, wäre ihm dies schnell vergangen, denn trotz seines Alters – mittlerweile war er 39 –, trotz seiner sieben Kinder, trotz eines Herzfehlers und einer chronischen Bronchitis wurde er im Januar 1941 zur Wehrmacht eingezogen. Eine Nachmusterung ergab dann aber doch seine Untauglichkeit; er wurde nach zwei Wochen wieder entlassen und konnte in seiner alten Firma weiterarbeiten. Doch genau ein Jahr später zog man ihn erneut ein; jetzt wurde er als tauglich befunden, da die



Josef Huber und seine Familie 1939. Von links: Die Söhne Josef und Franz, im Vordergrund Maria mit ihrer jüngsten Tochter Karoline, die Töchter Fanny und Maria, Fritz, Vater Josef mit Alois.

Verluste der Wehrmacht sich in Russland bekanntlich dramatisch häuften.

Das Fehlen seines Wehrpasses verhindert exakte Aussagen über Josef Hubers Verwendung als Soldat und seine Einsatzorte, doch laut Familienüberlieferung war er auch an der Ostfront eingesetzt. Das halbe Jahr Kriegsdienst muss ihn seelisch völlig zugrunde gerichtet haben. Im Juli 1942 erlitt er einen totalen Nervenzusammenbruch, der im Lazarett in Linz behandelt werden sollte. Der behandelnde Arzt dort gewährte ihm am 21. August Ausgeh-Urlaub, „als Versuch, wie sich der Patient außerhalb des Lazarett verhalten würde, leider misslungen“, denn ihm war klar, dass Huber zu dem Zeitpunkt noch lange nicht geheilt war. Der völlig verzweifelte und nervenranke Patient nutzte diese Gelegenheit, sein Leiden zu beenden und erhängte sich. Der Stabsarzt, der den Totenschein ausstellte, gab als Ursache Epilepsie und geistige Umnachtung an – die Frage, wie ein epileptischer Zimmermann 17 Jahre lang unfallfrei hätte arbeiten können, stellte er sich dabei offenbar nicht.

Für die Witwe Maria und ihre sechs noch unverstorgten Kinder – der älteste Sohn war inzwischen auch schon Soldat – begann nun eine schlimme Zeit. Die Wehrmacht stritt rundheraus ab, dass der Selbstmord im Zusammenhang mit dem Kriegsdienst und den damit verbundenen Belastungen erfolgt sein könnte. Die zuständige Stelle in Linz meinte stattdessen, dass die Tat „wegen unbegründeter Existenzsorgen nach Entlassung aus dem Wehrdienst“ erfolgt sei und deswegen „die Voraussetzungen zur Gewährung von Fürsor-

ge und Versorgung nicht gegeben sind“. Weil also keine Wehrdienstbeschädigung vorlag und Josef Huber freiwillig aus dem Leben geschieden, der Tod von ihm selber „vorsätzlich herbeigeführt“ worden sei, entfielen alle Voraussetzungen für eine Unterstützung der Hinterbliebenen.

Maria Huber legte mehrfach Widerspruch ein gegen diesen Bescheid und gegen einige weitere, ohne Erfolg. Der Zynismus in den Antworten der Behörden steigerte sich immer mehr. So schrieb beispielsweise das Wehrkreiskommando 17 aus Wien im Juli 1943, es müsse angenommen werden, dass es sich bei ihrem Mann „um einen von Haus aus debilen Menschen“ gehandelt habe. Dieser habe sich „unbegründete Sorgen um seinen Gesundheitszustand und um seine Familie“ gemacht und sei „durch die bevorstehende Entlassung aus dem Lazarett ratlos geworden. Er konnte nicht dauernd im Lazarett bleiben (..) und befürchtete, dass er weder beim Militär noch zuhause etwas leisten könne. Diese Befürchtung dürfte das Motiv zum Selbstmord abgegeben haben.“

Maria Huber schrieb an das Oberkommando der Wehrmacht, im Mai 1944 auch an den Reichsarbeitsminister in Berlin. Sie legte ihre Notlage immer sachlich, aber mit klaren Worte dar, und sie hielt immer zu ihrem Mann: „Es kann unmöglich sein, dass ein solch braver Mensch auf alle Zeiten zu einem Selbstmörder gestempelt werden soll“. Die Antworten fielen stets negativ aus, und im Juni 1944 war immer noch keine Entscheidung gefallen, ob sie jetzt hinreichende Unterstützung bekommen sollte. Immerhin bekam sie vom



Heirat von Maria Huber (jun.) mit Gottfried Gattermair am 2.7.1949.

Versorgungsamt Linz ab diesem Monat eine Abschlagszahlung von 200 RM bis zur Ausstellung eines endgültigen Bescheids. Bis dahin hatte sie monatlich von der Landesversicherungsanstalt Linz eine monatliche Witwenrente von 17,30 RM und eine einmalige Zuwendung von 72 RM erhalten, sonst nichts!

Die Diagnose der Ehefrau liest sich schlüssig und nachvollziehbar, gerade heute, wo die Schrecken jenes Krieges allgemein bekannt sind, und die Argumente in den Ablehnungsbescheiden wirken wie an den Haaren herbeigezogen. So schrieb Maria Huber beispielsweise zu dem Herzleiden ihres Mannes, das auch die Musterrungsbehörden attestiert hatten: „Dass sich ein derartiges Leiden, trotzdem dass mein Mann gern Soldat war, verschlechtern musste, ist mir als einfache Frau sehr begreiflich und dass Menschen mit derartigen Leiden unter Umständen gemütskrank und auch geisteskrank werden können, ebenso, zumal doch der Herzzustand mit dem ganzen Nervensystem in Zusammenhang steht.“ (...) Es wäre (...) ein Akt der Gerechtigkeit, den Freitod als WDB-Folge [Wehrdienstbeschädigungsfolge, d. Verf.] anzuerkennen, weil hier Sonderverhältnisse vorliegen, wie sie nur ein Krieg wie der jetzige hervorrufen kann.“

Der endgültige Bescheid, verfügt vom Reichsarbeitsministerium in Berlin, erfolgte dann im Oktober 1944, er war wieder ablehnend. Somit wurden auch die Abschlagszahlungen wieder eingestellt und es ist rätselhaft, wie Maria Huber sich und ihre Kinder durch diese schwere Zeit brachte. Nach Kriegsende waren dann wieder die österreichischen Behörden zuständig, doch eine wesentliche Änderung in der ablehnenden Haltung der Behörden und eine Besserung ihrer Situation scheint nicht eingetreten zu sein.

Gottfried Gattermair

Gottfried Gattermair, ebenfalls aus Haag am Hausruck stammend, 1922 geboren, heiratete im Jahr 1949 die älteste Tochter Josef Hubers.

Zwei Jahre zuvor war er aus US-Kriegsgefangenschaft wieder in seine Heimat zurückgekehrt. Seine „Kriegs-Biografie“ und die seines Schwiegervaters: Ein größerer Kontrast ist kaum denkbar.

Gattermairs hochdekorierter, mehr als sechs Jahre währende aktive Dienstzeit ist gut dokumentiert, durch ein von ihm selbst ausgefülltes „Erfassungsblatt über militärische und gleichgestellte Dienstzeiten“. Dieses Blatt füllte er nach dem Krieg aus, als er Mitglied im „Rainerbund“, einem österreichischen Veteranenverein, wurde. Stünde darauf nicht „Oberscharführer“ als letzter Dienstgrad, würde nichts darauf hinweisen, dass seine Laufbahn vom ersten Tag an in der SS stattfand. Seine Angaben und Abkürzungen lesen sich so, als hätte Gottfried Gattermair ganz normal in der Wehrmacht gedient. Doch sein Ur-Neffe hat gut recherchiert: „2. T-Regiment Thüringen“ und „T-Division im Raume Dachau“ lauten die ersten Stationen seiner militärischen Laufbahn: Damit ist nichts anderes gemeint als die SS-Totenkopfstandarten, welche auch die KZs bewachten. Die „Totenkopfdivision im Raume Dachau“ wurde von Theodor Eicke befehligt. Das Verbrechergesicht dieses SS-Führers prägt sich Besuchern der KZ-Gedenkstätte Dachau nachhaltig ein: Eicke hatte als Kommandant in Dachau maßgeblichen Anteil an der Brutalisierung, der mörderischen Verschärfung und Ausweitung des KZ-Terror systems 1938/39. Zahlreiche spätere Kommandanten von Vernichtungslagern und andere Massenmörder erhielten bei ihm in Dachau ihre Ausbildung. Bei Gottfried Gattermairs „Karrierestart“ wundert man sich fast, dass er nicht als Kriegsverbrecher endete. Doch der Reihe nach.

Die NS-Zeit begann auch für ihn mit dem Einmarsch der Wehrmacht und dem Anschluss seiner Heimat an

Deutschland im März 1938. Da war Gattermair gerade sechzehn geworden. Nach der Volksschule hatte er keinen Ausbildungsplatz bekommen, die einzige Möglichkeit, in der bitterarmen Region Arbeit zu finden, war Bauernknecht – „landwirtschaftlicher Arbeiter,“ schrieb er in einem Lebenslauf, sei er gewesen. Nazi-Deutschland eröffnete nun endlich neue Perspektiven für ihn und die wirtschaftliche Not schien Vergangenheit. Wenige Wochen nach seinem 16. Geburtstag rückte Gottfried Gattermair am 15. Mai 1938 zum 2. T-Regiment „Brandenburg“ nach Oranienburg ein; er kann sich nur freiwillig gemeldet haben, denn mit 16 wurde zu dem Zeitpunkt noch niemand eingezogen. Nach der Grundausbildung wurde er im Juli 1938 zum 3. T-Regiment „Thüringen“ versetzt. Aus dieser Zeit stammt nebenstehendes Foto, eines der ersten erhaltenen aus seiner Sammlung. Etwas verhüllend steht auf der Rückseite „Exerzierplatz Weimar“, er hätte aber auch schreiben können „Ettersberg, Weimar“ oder „KZ Buchenwald“, denn der Hintergrund des Fotos zeigt eindeutig die SS-Kaserne auf dem Ettersberg bei Weimar: KZ-Wächter war Teil seines Ausbildungsprogramms.

Doch diese Station war zum Glück für ihn nur von kurzer Dauer. Hitlers Expansionspolitik ging ungebremst weiter und Gottfried Gattermairs Einheit wurde überall gebraucht. Im Oktober 1938 marschierte er mit ihr ins Sudetenland ein, und ein halbes Jahr später half er auch, die Rest-Tschechei zu besetzen. Danach blieb er im besetzten Prag stationiert, bis am 1. September 1939 mit dem Überfall auf Polen der Zweite Weltkrieg begann. Auch hier kämpfte er aktiv mit, ohne dass aber Näheres bekannt wäre. Nach dem Sieg über Polen wurde er im Oktober 1939 der neu aufgestellten SS-Totenkopfdivision Theodor Eicke zugeordnet und nahm mit ihr ab dem 10. Mai 1940 am Westfeldzug teil. Nach vier Tagen schon wurde er verwundet, und nach einem längeren Lazarettaufenthalt meldete er sich endgültig zu einer Feldeinheit, nach seinen Angaben zur 1. Panzerdivision in Metz. Möglicherweise hat ihn das davor bewahrt, zum Kriegsverbrecher zu werden, was bei einem Verbleib bei den T-Einheiten im weiteren Kriegsverlauf fast unumgänglich geworden wäre. Der ganze, der offizielle Name der neuen Einheit lautete nach Recherchen seines Neffen allerdings „1. SS-Panzerdivision Leibstandarte Adolf Hitler“ (LSSAH) – nur diese Division war 1940 in Metz stationiert.

Die Waffen-SS schickte Gattermair bald auf einen Unterführerlehrgang nach Lauenburg in Pommern, wo er von Januar bis Mai 1941 zum Unteroffizier – bei der



Gottfried Gattermair als SS-Soldat.

SS Scharführer genannt – ausgebildet wurde. Während dieses Lehrgangs trat er auch aus der Katholischen Kirche aus. Unmittelbar danach, am 22. Juni 1941, folgte der Überfall auf die Sowjetunion: Gottfried Gattermair war vom ersten Tag an dabei. „Vormarsch bis Rostow, Winterstellung östlich Taganrog am Asowschen Meer“ lautet seine militärisch knappe Angabe zum ganzen Verlauf bis Ende 1941. Was er an Aktivitäten seiner Einheit auf ihrem Weg durch Südrussland und die Ukraine bis Rostow verdrängt oder vergessen oder einfach nicht aufgeschrieben hat, mag man sich gar nicht vorstellen. Aber da Gottfried Gattermair fast keinen Kriegsschauplatz des Zweiten Weltkriegs in Europa ausgelassen hat, musste er sich knapp fassen bei seinem Bericht – der zur Verfügung stehende Platz auf dem Blatt reichte für ihn ohnehin bei Weitem nicht aus.

Nach dem bei Taganrog überstandenen russischen Winter 1941/42, der den Vormarsch der Wehrmacht gestoppt hatte, erhielt seine Ordenssammlung weiteren Zuwachs durch den „Winterorden“, im Landser-Jargon auch „Gefrierfleischorden“ genannt. Zuvor schon hatte er die Sudetenland-Medaille und das Verwundetenabzeichen in Bronze erhalten, schon bald kamen das Eiserne Kreuz 2. Klasse und 1943 auch das EK 1 dazu, dann das Sturmabzeichen, die Nahkampfspange, das Verwundetenabzeichen in Silber und automatisch nach vier aktiven Dienstjahren das vierjährige Dienstabzeichen. Nebenstehendes Bild entstand deswegen ganz am Anfang seiner Karriere, bei einem Urlaub in



Winterorden („Gefrierfleischorden“).

Bischofshofen 1940: Orden hat Gottfried Gattermair da noch keine an der Brust hängen.

Im Juli 1942 wurde seine Einheit für ein halbes Jahr nach Frankreich in die Normandie verlegt, dann Anfang 1943 wieder an die Ostfront an den Kursker Bogen („schwere Panzerkämpfe nördlich Charkow“), wo die größte Panzerschlacht aller Zeiten stattfand, ab Juli 1943 nach Oberitalien zur Entwaffnung der italienischen Streitkräfte, im Oktober wieder nach Russland, wo er erstmals Rückzugskämpfe erwähnt, nach schweren Verlusten dort schließlich nach Belgien „zur Auffrischung an Menschen und Material“. Kaum dort angekommen, erfolgte im Juni 1944 die Invasion der Alliierten in der Normandie. Die 1.SS-Panzerdivision wurde sofort dorthin verlegt, um mit der zurückweichenden Front immer mehr Richtung Reichsgrenze zurückgedrängt zu werden. In der Eifel

schließlich geriet Gottfried Gattermair am 29. September 1944 in amerikanische Kriegsgefangenschaft.

Die Amerikaner behielten ihn zwei Jahre in Kriegsgefangenschaft, er durchwanderte eine ganze Reihe von Lagern und wurde in Babenhausen schließlich im September 1946 entlassen. Danach war er aber noch nicht frei. Die sich anschließende Zivilinternierung dauerte ein weiteres Dreivierteljahr und führte ihn zu einem der Orte zurück, an dem acht Jahre zuvor seine SS-Karriere begonnen hatte: „Anhaltelager Dachau“ steht in seinem Erfassungsblatt als Ort der Zivilinternierung – damit ist das ehemalige KZ oder die danebenliegende Kaserne gemeint, wo er nun interniert war, um entnazifiziert und umerzogen zu werden!

Ein gewisses Umdenken scheint bei Gottfried Gattermair danach wirklich stattgefunden zu haben; wie weit dieses ging, wird in der Familie unterschiedlich erinnert. Sein Ur-Neffe erinnert sich an den 2005 Verstorbenen: „Er war ein fürsorglicher und liebevoller Familienvater, außer im Rainerbund hat er sich aber nicht politisch betätigt“. Den Leitspruch der verbrecherischen Organisation, der er seine Karriere und seine Auszeichnungen zu verdanken hatte und die ihn über sechs Jahre hinweg prägte, behielt er für sich persönlich aber bei: „Unsere Ehre heißt Treue“ blieb offenbar sein Lebensmotto und steht leicht variiert auf seinem Sterbebildchen. Trotz seiner SS-Vergangenheit konnte er im Rainerbund, der österreichischen Variante des Kyffhäuserbundes, als Obmann des lokalen Kriegervereins ehrenamtliche Funktionen übernehmen, wofür er ebenfalls mehrfach geehrt wurde. Als Vorstand des Haager Rainerbundes zeigt ihn das letzte Foto, das anlässlich eines Veteranentreffens 1997 am Pordoi-Joch entstand.

Bildnachweise

Alle Abbildungen vom Verfasser.